

# Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

71. Sonnabend, am 3. September 1842.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

## Ein Beitrag zur Geschichte des Recensirens.

Man will in dem Geschlecht der heutigen Recensenten insgemein nur die schwächlichen Epigonen einer gewaltigen Helden- oder Halbgötterfamilie sehen, welche vordem in einigen ihrer Mitglieder wunderbare Thaten gethan, Aegiasställe gesäubert und erymanthische Eber gebändigt haben soll, und wenn man bedenkt, durch welche Transformationen und Metamorphosen die Kritik bei uns von Lessing bis zu Müllner und weiter hinunter hindurch gegangen, so ist man nicht abgeneigt, eine solche Schätzung der kritischen Mächte des Tages — im Ganzen — für eine richtige zu halten. Dennoch fragt es sich, ob man sich einer solchen geringschätzigen Meinung nicht zu leichtsinnig hingiebt, ob man nicht unsere Recensenten so kritisiert, als wäre man selber ein Recensent von heute d. h. so, wie man nicht kritisiren soll. In der That, wenn uns die Kritik der Gegenwart etwas zu tief zu stehen scheint, könnten wir uns nicht über die Höhe, auf welcher wir die der Vergangenheit zu erblicken glauben, täuschen? Die Entfernung veranlaßt, wie im Traume, so in der Zeit, mancherlei Blendwerke, die, weil wir ihre optischen Geseze nicht kennen, für weit mehr, als Blendwerke, gelten. Ob die Idee, welche wir uns von der älteren Kritik machen, durchaus ein solches Luftspiegelbild sey, ist eine vielumfassende Frage, welche wir Anderen zu lösen überlassen. Daß aber gewisse Schwächen, Rücksichten und Menschlichkeiten — Unmenschlichkeiten sind hier auch als Menschlichkeiten zu betrachten — sich von jeher beim Geschäft des Recensirens geltend gemacht haben, dieß glauben wir, wird sich aus dem Folgenden mit ziemlicher Evidenz ergeben.

La Rochefoucauld und seine *Maximen*, in denen er alle menschliche Handlungen als bloße Producte der Eigenliebe betrachtet, sind bekannt. Wenn man an den Philosophen des Alterthumes die Einheit ihrer Theorie und ihrer Praxis rühmt, so verdient la Rochefoucauld ein gleiches Lob, er war ebenfalls ein Mann aus einem Stück, hatte seine Theorie nach seiner Praxis oder diese nach jener gebildet, genug er handelte wie er dachte, und die Liebe zu sich selbst war ihm am Ende um so weniger zu verargen, da er wirklich ein liebens-

würdiger Mann war, welches letztere schon daraus hervorgeht, daß er — wie wir sogleich sehen werden — so liebenswürdige Freundinnen besaß.

La Rochefoucauld, der sich mit Schriftstellerei nur zum Zeitvertreibe besaßte und allen literarischen Präntensionen fern scheinen wollte, war dennoch wegen des Erfolges seiner „*Maximen*“ als diese endlich im Drucke erschienen, sehr besorgt. So sehr sie im Kreise seiner Befreundeten angesprochen hatten, war es doch zweifelhaft, ob sie dem großen Publikum zusagen würden. Verkennt das Publikum nicht oft das Schönste? Leider. Aber ist das Publikum deshalb immer anzuklagen? Nicht immer. Machte man es nur stets aufmerksam auf den Genuß, den man ihm verschaffen will, wer weiß, ob es sich nicht begierig zudrängen würde, da, wo es ohne einen solchen Wink mit Kälte vorübergeht. La Rochefoucauld, der seine Kenner der Welt, wußte daß, er sahe, daß man dem Publikum auf irgend eine Art einen Fingerzeig geben müsse und diese Art, so abgedroschen und alt sie uns vorkommt, war damals neu und ingenios.

Als la Rochefoucauld's „*Maximen*“ erschienen, gab es nur ein kritisches Journal und dieses bestand erst seit einigen Monaten — es war das berühmte, von Sallo gegründete *Journal des savans*. Sollte man glauben, daß der Strom der Kritik, seiner Quelle noch so nah, sich bereits mit fremden, aus ganz unwissenschaftlichen Territorien herkommenden Gewässern gemischt habe? Und dennoch war dem so. La Rochefoucauld lebte in enger Verbindung mit Frau von Sablé, die, obwohl von der damals herrschenden Frömmerei nicht frei, doch Geist genug besaß, um la Rochefoucauld, der freilich kein Frömmeler war, aber doch ein moralischer Schriftsteller — als solcher gilt er den Franzosen — gehörig zu schätzen. Können Devotion und Moral nicht Hand in Hand gehen? Es wäre schlimm, wenn nicht. Frau v. Sablé fühlte sich veranlaßt, ihre Gedanken über die „*Maximen*“ ihres Freundes aufzuzeichnen und andererseits wieder fand man diese Gedanken der geistreichen Frau im Ganzen so treffend, daß es grausam geschienen hätte, sie der Welt vorzuenthalten. Und wo konnte man sie dieser besser mittheilen, als in dem weitverbreiteten *Journal des savans*. Da jedoch

la Rochefoucauld bei dieser Angelegenheit betheiliget war, mußte der Auffatz nicht zuvörderst seiner Durchsicht unterworfen werden? Konnte Frau von Sablé's Kritik nicht vielleicht zu schmeichelhaft ausgefallen seyn? la Rochefoucauld, der das Aufsehen nicht liebte, der kein Schriftsteller von Profession seyn mochte, hätte es sicher übel aufgenommen, wäre die Posaune des Ruhmes zu stark erschollen. Frau von Sablé schickte ihm also ihre Rezension und um allen Aenderungen, zu denen seine Bescheidenheit ihn allenfalls veranlassen konnte, vorzubeugen, mischte sie zu allem Lobe, welches sie ausgesprochen, auch etwas von dem, was sich an dem Werke des erlauchten Moralisten allenfalls aussetzen ließ.

Der Erfolg dieser Taktik war jedoch ein ganz anderer, als Frau v. Sablé erwartet hatte. Nicht das Lob war es, wogegen la Rochefoucauld etwas einzuwenden hatte, sondern der Tadel und zwar so viel, daß er es am Besten fand, diesen gänzlich zu durchstreichen. So geändert erschien denn die Rezension im Journal des savans. Wie viel sie zum Erfolg der „Maximen“ beigetragen, vermögen wir nicht zu bestimmen, glauben indessen, daß geistvolle Büchlein hätte auch ohne jenes Hülfsmittel das Glück gemacht, dessen es in so vieler Hinsicht würdig ist.

Verdient la Rochefoucauld Tadel, daß er sich nicht tadeln lassen wollen? Soll man seine Eitelkeit rügen? Wir können in seinem Benehmen nur die Consequenz des Philosophen sehen. Wie er sich, aus Selbstliebe zu handeln, bewußt war, wollte er auch aus diesem seinem Handeln kein Hehl machen, wenigstens seinen Freunden nicht. Hätte er jenen Tadel geduldet, wie hätte es um sein System ausgesehen? Das System, wenn es sich auch hätte halten lassen, vertheidigte sich doch sicherlich besser, wenn er so verfuhr, wie wir ihn verfahren sehen.

Doch sind diese Betrachtungen, die uns aus unserem Wege führen. Wir kehren zur Kritik zurück oder vielmehr zu ihrer Blöße, die schon so früh ein Feigenblatt bedurfte, und fragen: sollen wir uns dieser Blöße schämen? Wenn die Moralisten so wenig Bedenken tragen, die Kritik auf eine Weise, die man unwürdig nennen will, zu ihren Gunsten zu stimmen, sollen wir, die wir uns mit Moral gar nicht breit machen, auf lächerliche rigoristische Grundsätze halten?

R. Beuve\*), welchem wir nacherzählten, sagt, indem er seinen Bericht schließt: „Die erste literarische

\*) *Revue des deux mondes*. Fevr. 1840. giebt R. Beuve einen Artikel über la Rochefoucauld.

Zeitschrift, welche es gab, bestand erst einige Monate und schon recensirte man sich in ihr selbst.“ Und warum nicht? Warum Wunder darüber schreien? — möchten wir R. Beuve fragen. Das Einzige, was uns Wunder nimmt, ist, daß man so viele Umwege nahm, daß das Verfahren das Zugespiße der Intrigue hat — wir wundern uns über die Kindheit der Kritik und über ihre Kindereinfalt, die da erröthet, wo wir ganz unterfangen bleiben.

R. v. Groscreutz.

**Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim.** Aus Briefen und gleichzeitigen Quellen; nebst Gedichten und Anderem von Lenz und Göthe. Herausgegeben von August Stöber. Basel, Schweigshausen. 1842. (8. VIII und 116 Seiten.)

Der Herausgeber, jetzt zu Mühlhausen im Oberelsaß lebend und durch so manche wackere Arbeit bekannt, hat sich durch Herausgabe dieses kleinen Buchs kein geringes Verdienst um die große Menge derer erworben, denen jene Blüthezeit deutscher schöngeistiger Literatur überaus interessant ist, und da sein Vorwort Richtung und Inhalt des Ganzen treffend bezeichnet, theilen wir es hier statt weiterer Einleitung mit.

„Das Sesenheimer Idyll, Göthe's und Friederike's Liebe, hat von jeher die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen und bei mancher empfindsamen Seele das tiefste Mitgefühl erregt. Die Schuld oder Schuldlosigkeit, welche Göthe in dieser Geschichte hat, gab namentlich in neuerer Zeit zu leidenschaftlichen Streitigkeiten Anlaß, und je nachdem man sich auf die eine oder auf die andere Seite schlug, fühlte man sich für oder wider den ganzen Menschen gestimmt. Neben der Göthe-Literatur ist eine Friederiken-Literatur, sowohl in einzelnen Werken, als in Zeitungsartikeln, und dieß besonders in der Allgemeinen Zeitung, entstanden. Auch den Namen des unglücklichen Dichters Lenz hat man dabei genannt; aber von Friederike's Vertheidigern ist mit Entschiedenheit jedes entehrende Verhältniß zwischen Beiden abgewiesen worden. In allen Literaturgeschichten, wo von Lenz die Rede ist, wird von dessen Wahnsinne gesprochen, allein der wahren Quelle desselben nicht erwähnt. Nachfolgende Mittheilungen geben darüber Aufschluß. Daß Lenz, nach Göthe's Abreise aus dem Elsass, nach Sesenheim kam, berührt Göthe selbst; er sah Friederike auf der Rückreise aus der Schweiz wieder und sagt von diesem Wiedersehen: „Ich finde Friederike Brion wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst, gefaßt und selbstständig. Der größte Theil der Unterhaltung war über

Lenzen. Dieser hatte sich nach meiner Uebreise im Hause introducirt, von mir was nur möglich war, zu erfahren gesucht, bis sie endlich, da er sich die größte Mühe gab, meine Briefe zu sehen und zu erhaschen, mißtrauisch geworden. Er hatte sich indessen nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt in sie gestellt, weil er glaubte, daß sey der einzige Weg hinter die Geheimnisse der Mädchen zu kommen, und da sie, nunmehr gewarnt, scheu seine Besuche ablehnt und sich mehr zurückzieht, so treibt er es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmordes, da man ihn dann halbtoll erklären und nach der Stadt schaffen kann. Sie klärt mich über die Absicht auf, die er gehabt hat mir zu schaden, und mich in der öffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu richten, weshalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland drucken lassen.“ — Daß Lenz von Friederike's Liebe überzeugt war, davon geben die Briefe an Salzmann genugsame Beweise; daß er wegen ihrer wahnfinnig geworden, darüber berichtet Oberlin's Aufsatz. Ob Friederike ihm ebenfalls geneigt war, oder ob er sich selbst getäuscht und ihre Gegenliebe nur eine eingebildete war, das möge der Leser entscheiden. Wie hoch Lenz Göthe als Mensch und Dichter stellte, sagen seine Schriften. In Straßburg besaß ich ein Exemplar von Shakspeare's Othello, welches Göthe Lenz zum Geschenke gemacht hatte; unter die hierauf bezüglichen Worte Göthe's, die also lauten: „Seinem und Shakspeare's würdigem Freunde Lenz, Göthe,“ hatte Lenz geschrieben: „Ewig, ewig bleibt mein Herze Dein, mein lieber Göthe!“ und bei Göthe's Abschied sang er:

Ihr stummen Bäume, meine Zeugen,  
Ach! kam' er ohngefähr  
Hier, wo wir saßen, wieder her,  
Könnt ihr von meinen Thränen schweigen?

„Dies Alles ward vor Lenz's Erscheinen in Sessenheim geschrieben; nach demselben nahm die Sache eine andere Wendung. Lenz beneidete nicht nur Göthe's Liebe, sondern auch seinen Ruhm, worüber sich Göthe, außer der angeführten Stelle, sonst noch mehrere Male in seiner Dichtung und Wahrheit ausspricht.

„Die Briefe von Lenz an Salzmann habe ich schon 1831 im Morgenblatte (Nr. 250 bis 295), jedoch nur stellenweise abdrucken lassen; hier erscheinen sie vollständig, nebst einigen dort nicht vorkommenden, und diplomatisch genau wiedergegeben, wie sie sich in Salzmann's Nachlasse, auf der Straßburger Stadtbibliothek, befinden. In derselben Schachtel, in welcher sie liegen, sind auch Göthe's Briefe an Salzmann aufbewahrt, welche Moriz Engelhardt im Morgenblatt veröffentlicht hat.

„Diese Briefe, nebst Oberlin's Aufsatz über des ar-

men Lenz Aufenthalt im Steinhale, füllen die Lücke aus, welche sich in L. Tieck's biographischen Notizen über Lenz vorfindet und geben über manche Leistungen des Dichters Aufschluß. Die Mittheilungen über die Straßburger gelehrte Gesellschaft, unter Salzmann's Vorzüge, habe ich dem Protokoll der Gesellschaft selbst entnommen, von welchem mir eine getreue Abschrift vorliegt. Als Zugabe folgen einige Gedichte von Lenz, welche Tieck übergangen hat; so wie Göthe's ursprüngliche Uebersetzung von Ossian's Gesang von Selma, im Werther, und Gedichte an Friederike.“

Der erste Aufsatz: Lenz im Elsaß, ist sonach aus der Feder Stöber's, aber nach trefflichen Mittheilungen und Notizen zusammengestellt. Dahin gehört besonders der Beitrag des würdigen Pfarrer Oberlin, der ihn in Waldbach mit so hingebender Liebe aufnahm, Seite 11 bis 31 und den man nicht ohne die innigste Theilnahme lesen kann. Es folgen darauf auch die rührenden Briefe, die Lenz wegen des jungen Schustersgesellen Conrad an Sarasin in Basel richtete. Im Sommer 1779 holte sein älterer Bruder ihn dann in seine Heimath. Merkwürdig ist es, daß ihn Tieck in seinen biographischen Notizen über Lenz in der Ausgabe von dessen gesammelten Schriften bereits bald nach 1780 sterben läßt, da dieß doch Inhalts einer Nachricht in der allgemeinen Literaturzeitung von 1792, Intelligenzblatt Nr. 99, erst am 24. Mai 1792 geschah!

Es macht gewiß vielen Lesern Vergnügen, wenn wir hier auch die Gedichte von Göthe an Friederike wieder abdrucken, welche den Schluß dieses Buches ausmachen, und die der Herausgeber im Musenalmanach von Chamisso und G. Schwab 1838 mittheilte. Es sind folgende:

## 1.

Erwache Friederike,  
Vertreib' die Nacht,  
Die einer deiner Blicke  
Zum Tage macht.  
Der Vögel sanft Geflüster  
Ruft liebevoll,  
Daß mein geliebt Geschwister  
Erwachen soll.

Ist Dir Dein Wort nicht heilig;  
Und meine Ruh?  
Erwache! Unverzeihlich!  
Noch schlummerst Du?  
Horch, Philomelens Kummer  
Schweigt heute still,  
Weil Dich der böse Schlummer  
Nicht meiden will.

Es zittert Morgenschimmer  
Mit blödem Licht,  
Errothend durch Dein Zimmer  
Und weckt Dich nicht.

Am Busen Deiner Schwester,  
Der für Dich schlägt,  
Entschläfst Du immer fester,  
Je mehr es tagt.

Ich seh' Dich schlummern, Schöne!  
Vom Auge rinnt  
Mir eine süße Thräne  
Und macht mich blind.  
Wer kann es fühllos sehen,  
Wer wird nicht heiß —  
Und wär' er von den Zehen  
Zum Kopf von Eis!

Vielleicht erscheint Dir träumend,  
O Glück! mein Bild,  
Das halb voll Schlaf und träumend  
Die Musen schilt.  
Erröthen und erblaffen  
Sieh' sein Gesicht,  
Der Schlaf hat ihn verlassen,  
Doch wacht er nicht.

Die Nachtigall im Schlafe  
Hast Du versäumt,  
Drum höre nun zur Strafe  
Was ich gereimt.  
Schwer lag auf meinem Busen  
Des Reimes Joch,  
Die schönste meiner Musen,  
Du — schließt ja noch.

## 2.

Ein grauer trüber Morgen  
Bedeckt mein liebes Feld,  
Im Nebel tief verborgen  
Liegt um mich her die Welt.  
O liebliche Friederick,  
Dürst' ich nach Dir zurück,  
In e i n e m Deiner Blicke  
Liegt Sonnenschein und Glück.

Der Baum, in dessen Rinde  
Mein Nam' bei Deinem steht,  
Wird bleich vom rauhen Winde  
Der jede Lust verweht.  
Der Wiesen grüner Schimmer  
Wird trüb' wie mein Gesicht,  
Sie seh'n die Sonne nimmer  
Und ich Friedericken nicht.

Bald geh' ich in die Reben  
Und herbste Trauben ein,  
Umher ist Alles Leben,  
Es sprudelt neuer Wein.  
Doch in der öden Laube,  
Ach, denk' ich, wär' Sie hier?  
Ich brächt' Ihr diese Traube,  
Und Sie — was gäb' Sie mir?

## 3.

Ach, bist Du fort? aus welchen güldnen Träumen  
Erwach' ich jetzt zu meiner Qual!  
Kein Bitten hielt Dich auf, Du wolltest doch nicht säumen,  
Du flogst davon zum zweitenmal.

Zum zweitenmal sah ich Dich Abschied nehmen,  
Dein göttlich Aug' in Thränen steh'n,  
Für Deine Freundinnen — des Jünglings stummes Grä-  
men  
Blieb unbemerkt, ward nicht geseh'n.

O warum wandtest Du die holden Blicke  
Bei'm Abschied immer von ihm ab?  
O warum liebest Du ihm nichts, ihm nichts zurücke  
Als die Verzweiflung und das Grab?

Wie ist die Munterkeit von ihm gewichen!  
Die Sonne schreint ihm schwarz, der Boden leer,  
Die Bäume blüh'n ihm schwarz, die Blätter sind verblichen,  
Und Alles welket um ihn her.

Er läuft in Seagenden wo er mit Dir gegangen,  
Im krummen Bogengang, im Wald, am Bach —  
Und findet Dich nicht mehr — und weinet voll Verlangen  
Und voll Verzweiflung dort Dir nach.

Dann in die Stadt zurück, doch die erweckt ihm Grauen,  
Er findet Dich nicht mehr, Vollkommenheit!  
Ein andrer mag nach jenen Puppen schauen,  
Ihm sind die Närrinnen verleid't.

O laß Dich doch, o laß Dich doch erlehen,  
Und schreib' ihm einmal nur — ob Du ihn liebst!  
Ach, oder laß ihn nie Dich wiedersehen,  
Wenn Du ihm diesen Trost nicht giebst!

Wie? nie Dich wiederseh'n? — Entsetzlicher Gedanke!  
Ström' alle Deine Qual auf mich!  
Ich fühl', ich fühl' ihn ganz — es ist zu viel — ich  
wanke —  
Ich sterbe, Grausame — für Dich!

## 4.

Jetzt fühlt der Engel was ich fühle,  
Ihr Herz gewann ich mir bei'm Spiele,  
Und Sie ist nun von Herzen mein.  
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude,  
Nun laß auch Morgen seyn wie heute,  
Und lehr' mich ihrer würdig seyn.

Nun sitzt der Ritter an dem Ort,  
Den Ihr ihm nanntet, liebe Kinder,  
Sein Pferd ging langsam fort  
Und seine Seele nicht geschwinder.  
Da saß' ich nun vergnügt bei Tisch,  
Und endige mein Abenteuer  
Mit einem Paar gesott'ner Eier  
Und einem Stück gebratnen Fisch.  
Die Nacht war wahrlich ziemlich düster,  
Mein Falke stolperte wie blind,  
Und doch fand ich den Weg so gut als ihn der Küster  
Des Sonntags früh zur Kirche find't,  
Ich komme bald, Ihr goldnen Kinder,  
Vergebens sperret uns der Winter  
In unsre warmen Stuben ein.  
Wir wollen uns zum Feuer setzen,  
Und tausendfältig uns ergöhen,  
Uns lieben wie die Engelein;  
Wir wollen kleine Kränze winden,  
Wir wollen kleine Sträußchen binden,  
Wir wollen wie die Kinder seyn!

Hinzugefügt ist noch eine gute Lithographie, welche  
das Seseheimer Pfarthaus vorstellt, wie es zu  
Göthe's Zeit und bis noch vor wenigen Jahren stand.  
Endlich schließt ein Fac simile Göthe's.

So empfiehlt sich dieses kleine überaus sauber ge-  
druckte Buch in der vielfachsten Beziehung.

Th. Hell.